

Michael Schindhelm
Letzter Vorhang

Roman

Theater der Zeit

Alle Figuren sowie die Geschichten, in die sie verwickelt werden,
sind Erfindungen, zu denen der Autor durch wahre Geschehnisse
angeregt worden ist.

Michael Schindhelm
Letzter Vorhang
Roman

© 2017 by Theater der Zeit

Texte und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich im Urheberrechts-Gesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeisung und Verarbeitung in elektronischen Medien.

Verlag Theater der Zeit
Verlagsleiter Harald Müller
Winsstraße 72 | 10405 Berlin | Germany

www.theaterderzeit.de

Lektorat: Nicole Gronemeyer
Gestaltung: Sibyll Wahrig
Umschlagfoto: Holger Herschel
Printed in EU

ISBN 978-3-95749-111-4

3

Die Bahn Richtung Friedrichstraße war losgefahren und so rüttelte nun das für unsere Hauptstadt ungewöhnlich gepflegte Regierungsviertel vorbei.

In gut zweieinhalb Stunden würde die vierhundertdrei-undsechzigste Vorstellung von *Einer flog über das Kuckucksnest* beginnen, einer Produktion, die im Herbst 1989 entstanden war und wie keine andere die revolutionäre Tugend jener Zeit beschworen hatte. Das war übrigens nicht meine Privatmeinung, sondern stand am Vortag – als Tipp zum Wochenende – fast buchstäblich so in der Zeitung.

Das Theater, unser Liebknecht-Theater, war damals das Glashaus gewesen. Ich einer von denen, die drin gesessen hatten. Und jetzt spielten wir dieses Stück im achtundzwanzigsten Jahr. Die Vorstellung war auch diesmal ausverkauft. Und darauf würde der letzte Vorhang folgen.

Vor nicht einmal drei Jahren hatte ich dafür gesorgt, dass sie die Abendspielleitung von *Kuckucksnest* übernahm. Doch im letzten Herbst hatte ich zugelassen, dass sie diese Produktion gegen Malapartes *Die Haut* getauscht hatte, weil

dort jemand krank geworden war. Gegen meinen Willen hatte ich das zugelassen. Sie war die weitaus bessere Assistentin gewesen als Leitterfeldt, der seitdem *Kuckucksnest* betreute. Hätte ich im letzten Herbst meinen Willen durchgesetzt, würde ich sie unweigerlich heute Abend im Theater sehen.

Meine revolutionäre Tugend war mitnichten unerschöpflich. Im besten und im schlimmsten Fall sollte ich noch heute herausfinden, was sie mit ihrem orakelhaften *Warte nicht auf mich* gemeint hatte. Im besten Fall würde sie spätestens heute Nacht in der Solinger auftauchen und sich still neben mich legen. Wir würden über Oia reden. Über die Intimität im Glashaus. Eine konkrete Zukunft. Sie würde sich an meinen ausgezehrten, liebebedürftigen Körper klammern. Irgendwann würde das Knistern zurückkehren.

Aber es gab einen viel wahrscheinlicheren Fall: Sie war zu Stölzli zurückgekehrt. Der schlimmstmögliche Fall, schoss es mir durch den Kopf, als ich gerade mein rechtes Ohr gegen die Fensterscheibe des Waggons drückte und die Augen geschlossen hielt. Stölzli! Oh, worauf ich mich dann gefasst machen musste! In zwei Stunden, noch vor der Vorstellung, würden wir uns ja über den Weg laufen. Er, in seiner verbindlichen Art, würde mich grüßen. Einen unbestimmten, gut gespielten Skrupel in der Visage. Ich hörte ihn bereits mit belegter Stimme sagen: „Können wir später drüber reden?“

Ausgeschlossen war das beileibe nicht. Leute wie Stölzli kriegen emotional instabile Frauen mühelos herum. Sie war derzeit emotional instabil. Wegen des Mangels an Auseinandersetzung, der Versunkenheit, wegen meiner Zukunft.

Immer leutselig, Merci hier und Merci da und Grüezi miteinander, wie die Schweizer halt so sind, wendete Stölzli

virtuos seine Tricks an. Besonders das notorische Versteckspiel in der Anwendung des Hochdeutschen machte was her. Vor allem die Westdeutschen haben oft genug eine erotische Schwäche für den radebrechenden Ausländer bewiesen. Besonders im Showgeschäft.

Sie war eine Westdeutsche. Er der Show-Affe. Wie Wilhelm Tell reden, aber wie Robert de Niro aussehen. Mir reichte er nur bis zum Schlüsselbein, aber für Frauen in einem bestimmten Zustand reichte er damit weit genug. Womöglich nun zum wiederholten Mal auch für sie.

Im *Kuckucksnest* standen wir uns in einer Szene auf wenige Zentimeter gegenüber. Er McMurphy, ich Häuptling Bromden. Er quasselte irgendwelches Vierwaldstätterdeutsch auf mich ein, als hätte er Kieselsteine im Hals, ich ließ das schweigend über mich ergehen. Die Leute dachten immer, das sei Kunst. Dabei war es bei ihm Natur. Pure Schweizer Natur. Selbstredend hatte er so die besseren Karten. Es fiel ihm zu.

Der Stölzli hatte sicher nie im Glashaus gegessen. Das würde er keine fünf Minuten durchstehen. Immer musste er antichambrieren, vor dem Publikum, vor den Frauen. Wäre er damals schon im Liebknecht gewesen, hätte er auch mit der Stasi antichambriert. Vielleicht hätte er sogar die Stasi rumgekriegt.

Ein wenig Verständnis konnte ich demnach dafür aufbringen, dass sie einst, in ihren ersten Monaten an der aufregendsten Bühne der Stadt, wenn nicht des Landes, als blutjunge Regiehospitantin auf Stölzli reingefallen war. Ich verstand noch besser, dass das nicht ewig hielt, denn der Stölzli war für kein Mädchen eine Endstation. Stölzli war vielmehr permanent auf der Umlaufbahn. Seit Jahren vögelte

er sich mit einem beneidenswert anpassungsfähigen Älplercharme durch die Berliner Theaterlandschaft. Jeder wusste das. Und weil die Theaterlandschaft ja so ein ungemein cooles Terrain war, fand man das auch allgemein cool.

Mir war es an sich gleichgültig gewesen. Im Glashaus durfte man sich keine Aversionen gegen frühere Liebhaber erlauben und ich hatte mich in letzter Zeit in Toleranz geübt. Allerdings bildeten Wiedervereinigungen bei Stölzli keine Ausnahme. Und damit war dann die Demarkationslinie meiner Geduld doch erreicht.

Stölzli war ein Wiedervereiniger, mindestens ein so erfolgreicher Wiedervereiniger wie einst Kohl. Eine Art helvetischer Libido-Treuhänder. Man konnte nur staunen, wie sich bestimmte Szenen wiederholten. In der Kantine tauchten oft genug verflissene Geliebte auf. Diese selbstvergessenen Tussen bedachten den großen Schauspieler vor der Vorstellung mit begehrliehen Blicken und nach vollbrachtem Werk ging es dann bald ab durch die Mitte.

Ich presste Daumen und Zeigefinger gegen meine Augäpfel, als könnte ich so die entscheidende Frage zurückhalten: Würde sie mir heute Abend eine solche Szene bereiten? Ab durch die Mitte, für länger als lange?

Außer mir war am Bellevue noch jemand zugestiegen. Obwohl der Wagen nahezu unbesetzt war, blieb dieser Mann, der schätzungsweise Mitte vierzig war, an der Tür stehen. Ich hatte ihn bereits aus dem Kurzzeitgedächtnis gestrichen, als er seine lederne Aktentasche akkurat auf der Ablage zwischen uns am Fenster deponierte, sich bäuchlings auf die leere Bank mir gegenüber legte und mit energischen Schwimmbewegungen durch die Luft ruderte. Den mühsam erhobenen Bick auf mich gerichtet, als wolle er sich meiner

Aufmerksamkeit vergewissern, kicherte er dazu einladend. Bedauerlich gelbe und große Schneidezähne kamen zum Vorschein. Die geröteten Augen mochten auf das Rudern zurückzuführen sein. Anfeuernd lächelte ich ihm zu und krepelte übermütig die Ärmel hoch, als würde ich gleich zu ihm in den Pool springen.

In diesem Moment bekam die graue Leinwand des Alltags einen Riss und ließ stramme Sonnenstrahlen auf das Regierungsviertel fallen. Dann drangen wir auch schon in die Glasröhre des Hauptbahnhofs ein. Bevor der Mann mir gegenüber eine Chance hatte zu reagieren, sprang ich mit drei flotten Hüpfern aus dem Wagen und stand auf dem um diese Zeit mäßig bevölkerten Bahnsteig. Mir war doch nicht nach Trockenschwimmen zumute. Den Rest der Strecke würde ich besser zu Fuß gehen.

Ich bin zwar nie jemandem begegnet, der sich dazu bekannt hat, aber es soll Leute geben, die dieses Gebäude aus ästhetischen Gründen fasziniert. Für mich hat der Bahnhof den Reiz einer monströsen Mikrowelle. Außerdem herrscht unter den vermutlich en masse aus kleinen Provinzstädten anreisenden Touristen oft eine angesichts der postmodern ausgestellten Tristesse heroische Champagnerlaune. Da ich des Öfteren hier ein- oder ausstieg, kannte ich meine Wege, um so schnell wie möglich dieser Atmosphäre zu entkommen. Wie ich als Berliner weiß, bin ich damit nicht der Einzige.

Doch überkam mich jetzt erneut ein Schwindel, ausgelöst durch einen zärtlichen Gedanken an die Geliebte. Könnte uns der Zufall nicht ausgerechnet hier, auf Europas größtem Turm- und Kreuzungsbahnhof, wieder zusammenführen? Es war natürlich sinnlos, aber ich konnte mich nicht

davon abhalten, kreuz und quer über die fünf Etagen des Bahnhofs zu streunen, angetrieben von der zehrenden Hoffnung, ihr Gesicht in der Menge auszumachen. Ich versuchte mir gar nicht auszumalen, was in diesem Falle passieren würde. Sie hätte guten Grund gehabt anzunehmen, von mir verfolgt zu werden.

Also irrte ich über die S-, U-, Nah- und Fernbahnsteige, musterte Passanten von vorn und von hinten, studierte Fahrpläne, Ankunfts- und Abfahrtszeiten, durchkämmte Geschäfte, Bars und Cafés und wurde schließlich durch eine Drehtür doch auf den sogenannten Washingtonplatz ausgespuckt.

Eine Handvoll Taxis tutete mir hier euphorisch entgegen, als ließe sich wirklich etwas gegen den Kleinlaster tun, der die Zufahrt blockierte. Gerade schrie jemand: „Lass doch den Bok, du Saklaban!“, und ich hielt es für angebracht, um den Kleinlaster einen Bogen zu machen. Das trieb mich in die Nähe von Straßenhändlern, die wie überall ihren Tinnel in die Luft warfen oder ihn auf den Asphalt matschten, bis sich ein Klumpen Glibbergummi in das Gesicht Trumps verwandelte. Abgelenkt von diesem Enthusiasmus beim Werfen und Schmeißen stieß ich mit einem Burschen zusammen, dessen besonderes Kennzeichen ein mächtiger blaugetönter Haardutt war. „Haste Fuffi, Atze?“, fragte er entwaffnend. Verwirrt drückte ich ihm den Eduard Claudius in die Hand. Menschen an unserer Seite. Er wirkte aufrichtig dankbar.

Solange der Washingtonplatz noch in Hörweite war, fühlte ich eine schwer niederzuringende Melancholie in mir aufsteigen. Ich hatte nichts gegen Tourismus oder kulturelle Diversität oder gar engagierte Maßnahmen zur Selbsthilfe, aber ich brachte das alles nie und nimmer mit der Stadt

zusammen, in der ich seit bald sechzig Jahren lebte. Klar, wir hatten auch lange Haare gehabt und der eine oder andere zog sich dereinst schon einen Ring durch die Nase. Hässlichkeit und Armut waren ohnehin Berliner Schicksal. Doch hatten wir uns dafür irgendwie auch geschämt. In Ermangelung anderer Menschen vor uns selbst.

Heute, da die Welt zu uns kam, waren wir stattdessen stolz darauf. Nein, sie waren stolz darauf. In diesem Fall bestand ich auf Differenz.

Der Abschnitt von der Gustav-Heinemann-Brücke zur Friedrichstraße gehörte dagegen zu meinen Lieblingspisten. Mit einer sorgfältig konservierten Kurve räkelt sich der Fluss durch eine nagelneue Landschaft. Die Fassaden, Asphaltstraßen, Uferbefestigungen, Laternen: Das hätte auch Dubai sein können oder Astana. Andere mochten das langweilig finden, mich entspannte dieser Mangel an Lokalität. Auch heute schöpfte ich wieder ein wenig Zuversicht. Gedachte der Geliebten. Einverstanden, sagte ich mir, mich selbst aufmunternd, ich werde nicht warten. Sie kommt zurück. Bald.

Da schloss sich wieder die Leinwand über der Stadt. Das grelle Streulicht des Juninachmittags kam den modernen Regierungsbauten zur Rechten nur zugute. Die Kälte, die von ihnen ausging, wurde perfekt hervorgehoben. Mit den leeren Gartenrestaurants und den im Winde leise klirrenden Nationalfahnen bot das Reichstagsufer den anheimelnden Anblick eines verlassenen Filmsets. Lautlos glitt ein unbesetztes Charterschiff vorüber. Ostbrisen wirbelten klebrigen Sand auf. Als wären diese Häuser und Türme nur eine technische Kulisse und dahinter breitete sich die asiatische Steppe mit Hammelherden und Reiterhorden aus.

Ich setzte mich zu einem Schwarzen, der gerade eine Bassklarinetten an die Lippen hob. Dunkle, verschnörkelte Töne hallten vom anderen Ufer zurück. Ich hatte keine Ahnung von Jazz, aber in Augenblicken wie diesem konnte ich mir vorstellen, wie solche Musik funktioniert. Satt aufglüht wie eine Opiumpfeife. Widerstandslos ließ ich mich in die Leere hineinziehen. Der Gedanke an die Geliebte tat nicht mehr weh.

Die Klarinettenstimmung behutsam im Gehör bergend, näherte ich mich der Bahnunterführung. Noch zwei Stunden bis Vorstellungsbeginn. An sich war es unvorstellbar. Ich hatte achtundzwanzig Jahre lang im selben Stück mitgewirkt. Ziemlich genau die Hälfte meines Lebens. Da kreischten die ersten Züge über mir und ich spürte die Spannung der Ankunft.

Nicht viele wissen vermutlich etwas über die Besonderheiten letzter Vorstellungen. Beinahe alles ist erlaubt. Schauspieler extemporieren und ziehen unverblümt übereinander her. Man präpariert falsche Requisiten, legt sich gegenseitig rein, macht die Kollegen hinter der Bühne zu Komplizen von Intrigen. Manchmal steigt jemand völlig aus und die Zuschauer können nicht mehr unterscheiden, was Regie ist und was nicht.

Niemand konnte vorhersehen, was heute passieren würde. Ob überhaupt etwas passieren würde. Mit diesem Abend würde die letzte Inszenierung abgesetzt werden, die die Wende überlebt hatte. Oh, da lag eine Menge in der Waagschale. Beinahe so viel wie zur Premiere, als das Lieb-knecht ein Glashaus gewesen war. Im November 89. Meine Tochter Beret würde im Publikum sitzen. Freunde hatten sich angekündigt. Ehemalige Mitarbeiter würden unverhofft aufkreuzen, pensionierte Schauspieler in extravaganen Auf-

zügen. Küsse und Blicke würden getauscht werden, beide feucht. Ein bisschen wie eine Familienfeier. Oder ein Leichenschmaus.

Der Tränenpalast und das Meliá-Hotel kamen in Sicht. Mit jedem Schritt wuchs jetzt die Unruhe. In den nächsten zwei Stunden würde ich mich zum letzten Mal in Häuptling Bromden verwandeln. In den vermeintlich stummen Riesenindianer mit dem ultimativen Auftritt im Stück. Die letzte Minute der vierhundertdreiundsechzigsten Vorstellung von *Einer flog über das Kuckucksnest* gehörte mir.

Irgendwas würde gewiss passieren.

4

„Hallöchen, Polli“, rief er mir noch fröhlicher zu als gewöhnlich. „Heute jibt’s wat Besonderet, nich wahr?“

Peppi war der Einzige im Haus, der mich Polli nannte, und er hatte auch sonst seine Eigenheiten. Seit 1988 bewachte er den Bühneneingang zum Liebknecht. Vor dem Fenster der Pförtnerloge hing einst ein Spiegel, durch den Peppi von seinem Pult aus Passage und Innenhof vor dem Theater im Visier hatte und er, wie er sie nannte, „fremde Subjekte“, die durch die Einfahrt kamen, rechtzeitig daran hindern konnte, gegen die gegenüberliegende Wand neben der Abendkasse zu pinkeln.

Nur schwer ließ er sich dazu bewegen, den Spiegel abzumontieren. Er wurde ein paar Jahre darauf übrigens durch Kameras ersetzt, was Peppi als einen späten Triumph wertete. Besonders hartnäckig hielt er Anfang der Neunziger an dem A2-formatigen Buch fest, in das sich zu DDR-Zeiten alle Besucher hatten eintragen müssen. Dieses Eingangsbuch stammte aus der Wetzels-Zeit. Wetzels war in den Siebziger Intendant gewesen, dann von Honecker zum Stellvertretenden Kulturminister befördert worden.

Nach der Wende setzte sich am Haus das Prinzip Anarchie durch und Hartung, der 1991 übernahm, zeigte nie Ambitionen, Kontrollpraktiken aus der alten Zeit weiterzuführen. Peppi leistete jedoch erbitterten Widerstand gegen den neuen Schlendrian. Hartung wusste das und überließ ihn daher mir. Dreimal musste ich Peppi förmlich ins Büro beordern. Autorität war schließlich das Einzige, was bei ihm zog.

„Du weest ja nich, wat de Leute heutzutage so allet anstellen, seit se machen dürfn, wat se wolln“, war sein Argument, und dazu schlug er mit dem rechten Arm einen Halbkreis vor der Brust, woran man unmissverständlich die Tänzernatur in ihm erkennen konnte. „Du bist Personalrat, Polli, du kennst bloß die Unsrijen. Die Fremden kennste nich. Jedenfalls nich so wie ické.“

Am Ende hatten wir ihm widerwillig eine Weisung erteilt, schriftlich, gezeichnet von Hartung, dem Technischen Direktor und mir. Das Buch hatte trotzdem überlebt und hing bis zum heutigen Tag in der Pförtnerloge neben dem Foto von Peppi als Nussknacker. Ein Menetekel für das alte Regime, das zwar aufgehoben war, aber jederzeit wieder eingeführt werden konnte.

Peppi war nicht nachtragend und überhaupt eine treue Seele. Natürlich kannte er jeden beim Namen, nach wenigen Tagen auch die jeweiligen Gastkünstler, und er hatte für Liebknecht-Verhältnisse meistens überdurchschnittlich gute Laune.

Ein mächtiger Kaktus verzweigte sich die Jahre über in alle Richtungen der kaum sechs Quadratmeter umfassenden Pforte, eine abstrakte Skulptur mit hellroten Blüten und Büscheln bleicher Fäden, die Peppis Arbeitsplatz schließlich in eine Art Mini-Brehm-Haus verwandelt hatte. Das Ding war ihm einst zu seinem Abschied als Solotänzer der Staats-

oper überreicht worden. Im Dezember würde er fünfundsechzig werden. Niemand hatte ihm meines Wissens bisher angedeutet, dass er dann in Pension würde gehen müssen.

Wir waren mittlerweile das einzige Theater in der Stadt mit Personalhoheit über den Hausdienst. Unter dem schwammigen Druck der Kulturverwaltung hatten die öffentlichen Kulturinstitutionen, allgemein stolz auf ihre Autonomie, klein beigegeben und den Service fremdvergeben, weil das angeblich Kosten sparte. Das Liebknecht indessen begann an der Pforte. Begann bei Leuten wie Peppi.

Wenn ich mich recht erinnere, stammte er aus Veliko Tarnovo, einer Stadt in Bulgarien. Er hatte nie den Eindruck erweckt, eines Tages dorthin zurückkehren zu wollen. Wer weiß, ob er seit seinem Engagement an der Staatsoper in den Siebzigern jemals dort gewesen war. Wie die meisten Langzeit-Ausländer sprach er ein ausgezeichnetes Berlinerisch.

„Haste dir schon wat überleecht?“, fragte er und grinste mich über den Tresen an, als ich vor seinem Fenster stehen blieb und ihm die Hand gab. „Für die Letzte, meen ick.“

Auch heute trug er die gewiss aus Ballettzeiten stammende weinrote Seidenweste und die Elvistolle war eindeutig frisch onduliert. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel in Peppis Treibhaus. Hinter ihm saß ein junges Bürschlein mit Rehaugen auf dem Hocker und sog nachdenklich an einer Zigarette. Daher also Peppis aufgekratzte Stimmung. Der Junge erinnerte mit dem kahlrasierten Schädel an Sinéad O'Connor in ihren Anfängen. Im Hause wurde er überall der Syrer genannt. Angeblich war er kein Flüchtling, sprach aber so gut wie kein Deutsch. Der Syrer war Peppis jüngste Errungenschaft. Vor ihm hatte es so manch anderen zarten Knaben gegeben. Oft wohnten sie bei Peppi,

ließen sich von ihm aushalten und begleiteten ihn hin und wieder zum Dienst. Ob der Syrer bei ihm bleiben würde, wenn er erstmal in Pension war?

Ich nickte Peppi unbestimmt zu und sagte: „Bin noch am Grübeln.“

Er streckte beide Hände von sich wie eine Figur aus Oskar Schlemmers Triadischem Ballett und sagte: „Denn man toi, toi, toi, Polli!“

Mit einem Grinsen, von dem ich hoffte, es würde auf ihn komplizenhaft wirken, öffnete ich die Stahltür und betrat die Schleuse zum Hinterhaus.

Wenn man beinahe täglich, seit man Laufen gelernt hat, ein und dasselbe Gebäude betritt, sieht man das Gebäude selbst schon lange nicht mehr. Die Orientierung hat sich automatisiert. Sogar an einem Tag wie diesem ging ich zuerst, wie seit Jahrzehnten, zum Inspizientenpult. Es war noch zu früh, um dort jemanden anzutreffen. Abgesehen von der Notbeleuchtung herrschte heimeliges Dunkel, in dem sich allerdings ein Poster von der schwarzgestrichenen Wand abhob, das dort seit dem Herbst 89 hing: das Inszenierungsplakat zu *Kuckucksnest* mit einem Autogramm von Haberlandt, dem ersten und bis heute unvergesslichen Darsteller von Randle McMurphy.

Ich musste das Plakat nicht anschauen und hätte doch jede Staubfussel, die sich in achtundzwanzig Spielzeiten darauf niedergelassen hatte, aus dem Gedächtnis platzieren können. Optisch hatte mir die Hinterbühne des Liebknecht so gut wie keine Überraschung mehr zu bieten.

Anders war es mit Gerüchen. Obwohl ich nicht studiert habe, gestatte ich mir zuweilen theoretische Überlegungen. Es mag seltsam erscheinen, aber Gerüche sind für mich ein lin-

guistisches Thema. Nach meiner amateurhaften Überzeugung sind sie so was wie die Geheimsprache der Erinnerung. Bis heute meide ich kalten Zigarettenrauch, weil es am Strausberger Platz danach gerochen hat, nachdem Vater nicht mehr da war. Vaters Verschwinden war zwar ein Faktum, aber nicht geeignet, einen Geruch so zu beschreiben, dass ihn andere Menschen nachvollziehen können. Beim Übersetzen von Fakten in Gerüche und umgekehrt kommen immer ungenaue Vergleiche heraus. Offenbar reichen Gerüche tiefer ins Bewusstsein als Wörter und wahrscheinlich auch als Töne oder Farben.

Trotz meines Atheismus überkamen mich oft ozeanische Anwandlungen, wenn ich das Liebknecht betrat. Gut möglich, der Apostel hatte sich geirrt und am Anfang war nicht das Wort, sondern der Geruch. Auf den engen, gewundenen Korridoren unter und hinter der Bühne wurde ich auch nach all den Jahren sofort und unvermeidlich in die Kindheit zurückversetzt. Das Theater war zwar sowohl in den Sechzigern als auch in den Neunzigern des letzten Jahrhunderts renoviert worden, doch hatten Luft und Wände ausreichend historische Geruchsspuren bewahrt, um in mir regelmäßig beispielsweise ein subtiles, von leichtem Ekel begleitetes Verlangen nach Letscho, Milchreis, grünem Hering oder Soljanka wachzurufen. Mit diesen und ein paar ähnlich wohlriechenden und -schmeckenden Leckereien bin ich im Liebknecht aufgewachsen. In seinen Probenräumen, Büros, Werkstätten und vor allem in der Kantine.

Dieser olfaktorische Weckruf über ein halbes Jahrhundert hinweg erregte in der Regel nur für den Bruchteil einer Sekunde meine Aufmerksamkeit. Immerhin lang und intensiv genug, dass mir beim Betreten des Liebknecht nie diese für den Rest des Tages anhaltende Zeitverschiebung entging.

Hinter den Theatermauern relativierte sich die Bedeutung der Gegenwart. Die Gegenwart am Liebknecht war eine gefilterte, von Vergangenheit und von Gerüchen gesättigte Gegenwart. Ich beobachtete an mir stets eine gewisse Scheu, mich über dieses Thema zu verbreiten, doch hatte ich eindeutig einen besonderen Riecher entwickelt für unser Theater und seine Atmosphäre. Die Nase ist eben das ureigenste nostalgische Organ. Sie steht stets offen. Für die hoffnungsvolle Schnüffelei nach einer verlorenen Zeit.

So enthusiastisch wir die Jahre nach 1989, die Anarchie, den Beginn mit Hartung, buchstäblich in *Angriff* genommen, als eine politische und keineswegs nur künstlerische Mission verstanden hatten, so viel hatten wir doch auch, besonders am Anfang, zertrümmert. Eine neue Zeit verlangt zuerst nach der Zerstörung jener Bilder und Namen, die die alte hinterlassen hat.

Kompliziert wurde es für diejenigen, die in beiden Zeiten zu Hause waren. Für Leute mit empfindlicher Nase. Für Leute wie mich. Gerüche ließen sich eben nicht zerstören wie Bilder und Namen. Es gab einen dialektischen Widerspruch in unserem Handeln, den wir unter Umständen bis ans Lebensende nicht würden auflösen können: Wir hatten vor und ab 1989 für frischen Wind gesorgt und dennoch den Stallgeruch absorbiert, der nach wie vor dem Liebknecht anhaftete.

Mit jedem Atemzug sog ich ihn ein. Mutter hatte hier Mitte der Fünfziger als Gerda in Alfred Matusches *Nacktes Gras* ihren ersten Erfolg gehabt. Vaters *Nachtasyl*-Bearbeitung war damals noch nicht abgesetzt worden. Es herrschte zu jener Zeit vermutlich so was wie Optimismus wider besseres Wissen. Als könnte es mit dem ersten Arbeiter- und Bauern-Staat ja doch noch was werden.

Da kam ich zur Welt und protestierte mit vollem Einsatz gegen den Versuch, mich in der betriebseigenen Kinderkrippe unterzubringen. Ich schrie und biss der Krippentante so oft in ihren sozialistischen Bildungsarm, bis ich Mutter auf die Probe begleiten durfte. Das war mein erster gelungener Anschlag auf die Autorität. Lutz, der Abendspielleiter, steckte mir Comics mit den drei Digidags zu, während er das Arbeitsheft führte. Störte sich der Regisseur an manchmal von mir lautstark eingeworfenen Inszenierungsanweisungen („Mama, guck ma!“), brachte mich Lutz in die Kantine und stopfte mir mit Onkel Lothars Roter Grütze den Mund.

Gewiss, Lutz und ich waren von Anbeginn ein gutes Team. Bekam er einen seiner berüchtigten Allergiefälle, half ich ihm mit Vaters Taschentüchern aus, von denen ich stets eines bei mir zu tragen hatte. Hatte Onkel Lothar mal keine Rote Grütze, setzte Lutz mich bei Herrn Lehmann in der Schusterei ab. Ich kann mich nicht an die Gründe erinnern, aber die Schusterei mochte ich besonders. Wahrscheinlich wegen des Knochenleims. Dessen exotischer Duft überlebte übrigens seinen Meister um Jahrzehnte. Noch heute, dreiundzwanzig Jahre nachdem die Schusterei abgeschafft wurde, hielt sich in der Requisite, die Lehmanns ehemalige Werkstatt Räume übernommen hatte, ein Hauch von Nelke und Lavendel.

Gerüche machen eben Geschichte. Manche von ihnen waren älter als ich und sogar älter als der erste Arbeiter- und Bauern-Staat auf deutschem Boden. Der leise Schwefelmief auf der Unterbühne gehörte dazu. „Da jeht’s in die Hölle“, hatte mir Lutz erklärt, als ich zum ersten Mal durch die Versenkung in die gruselige Tiefe guckte, aus der das polierte

Stahlgetriebe der Maschinerie heraufblitzte. Das war natürlich eine von Lutzens ideologisch unkorrekten Legenden. In Wahrheit hatte man das Liebknecht zu Kaiserzeiten über einer Solquelle errichtet und auf *Viktoria Luise Palast* getauft. Unter dem Dach dieses Palasts amüsierte sich zunächst der neureiche Gründerzeit-Berliner, tobte sich auf Revuen und Bällen aus, verzehrte im *Kakadu* siebengängige Menüs, hielt Wein-Turniere ab und ging baden, wenn die Lust des Genießers erlahmte.

Später machte bekanntlich der Führer Schluss mit lustig, ließ im Zuschauerraum eine Loge einbauen und den Palast in *Horst Wessel Theater* umbenennen. Kaum war mit dem Führer Schluss, wurde bei uns schon wieder Geschichte gemacht. Auf der *Liebknecht-Bühne*, wie sie mittlerweile hieß, kam es zwischen Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl zu jenem folgenschweren Handschlag, von dem sich die sozialistische Gesellschaft in den kommenden dreiundvierzig Jahren nicht mehr erholen sollte.

Hatte man den Riecher dafür, konnte man diese Vergangenheit wittern. Die kleine und die große. Den Gestank und das Aroma. Das Verderben und die Blüte. Der Geruch war nicht nur am Anfang, er war auch am Ende jeder Geschichte. Nach meiner zugegebenermaßen voreingenommenen Einschätzung die einzige Kontinuität in Raum und Zeit.

Eine Kindheit am Liebknecht war selbstverständlich ein unvergleichliches Privileg. Wie gut es mir ging! Wenn es keine nachträgliche Einbildung ist, empfand ich das auch damals schon so. Im Alter zwischen zwei und sieben Jahren besuchte ich jeden Tag irgendeinen Schauplatz der Weltgeschichte: das antike Rom, den faulen Staat Dänemark, die Stalingrader Front oder mit Kater Schnurz die Sahara.

Den Bildungsbürger anderer Gesellschaften mochte die Weltliteratur zum Reisen ermuntern, mich ermunterte sie zum Theater. Nun, mit dem Reisen war es ja sowieso sehr bald vorbei. An der Hand von Lutz stand ich eines Tages in der Toreinfahrt zur Friedrichstraße und beobachtete Männer auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Da die Männer wie ich zu Hause am Strausberger Platz mit – allerdings wesentlich größeren – Bauklötzen zu spielen schienen, winkte ich ihnen zu. Einer der Männer winkte tatsächlich zurück. Er trug eine Uniform und rief uns etwas zu, das ich nicht verstand. Obwohl ich darauf ein bisschen stolz war, zerrte mich Lutz hastig auf den Innenhof und außer Sichtweite des Uniformierten. Damals lernte ich von ihm ein neues Wort, das lange für mich eine geheime Bedeutung hatte: *Ganoven* waren Männer in Uniform, die anderen beim Spielen mit Bauklötzen zuguckten.

Wer von jetzt an trotzdem verreiste, kam meistens, wie Vater, nicht zurück. In seinem Fall begann die Reise mit einem Ausschluss aus dem Schriftstellerverband und mit Schreibverbot. Das habe ich erst viel später verstanden. Seit jenem Tag im Jahr 1963, als er nicht mehr arbeiten durfte, war er eigentlich auch schon nicht mehr richtig da. Er verließ zwar nie die Wohnung, aber ich bekam ihn selten zu Gesicht. Meistens lag er im Bett und las. Irgendwie verflüchtigte sich Vater von Tag zu Tag mehr in eine undeutliche Idee.

Am 12. Oktober 1965, einem Dienstag, wurde er für ein paar Stunden wieder zu einem Menschen aus Fleisch und Blut. Er holte mich von der Schule ab. Zum ersten und letzten Mal. Vater trug einen schwarzen Wintermantel und sah mit dem Bart und der hohen Stirn wie Friedrich Engels auf der Wandzeitung in unserem Klassenzimmer aus. Auf dem

Rückweg von der Hausburgstraße war ich stolz und kam mir ziemlich erwachsen vor, weil er nicht versuchte, mich an die Hand zu nehmen. Am Nachmittag würde er nach Westberlin fahren, sagte er und lachte auf meine Frage, wann er zurückkomme. Es war kein lustiges Lachen. Das fiel mir gleich auf. Darauf folgte der für mich damals wie heute komplizierte Satz: „Wenn ich hier wieder ich selbst sein darf.“

Ich hätte ihn an Ort und Stelle bitten müssen, mir diesen Satz zu erklären. Obwohl ich nicht wissen konnte, dass es keine andere Gelegenheit mehr dazu geben würde. Jahrzehnte später ging mir auf, dass er mir vielleicht gar keine Antwort gegeben und stattdessen mit sich selbst gesprochen hatte.

Ich ging mit ihm wie nach jedem Schultag an der Mauer des Petri-Friedhofs entlang nach Hause. Achtundzwanzig Jahre danach besuchte ich sein Grab auf dem Brompton Cemetery in London, wo man ihn 1980 beerdigt hatte.

Ohne Ankündigung, ohne erkennbaren Anlass, rieche ich manchmal die stockige Wolle des Wintermantels, den er an diesem 12. Oktober trug, oder die kalte Zigarettenasche, die er auf Mutters Perserteppich am Strausberger Platz hinterlassen hatte. Auf manchen Grabsteinen versichern Hinterbliebene in poetischen Sprüchen, dass der Verstorbene immer einen Platz in ihren Herzen behalten werde. Vater indessen lebt in meiner Nase fort.

5

Das Liebknecht entfaltete seit Jahren eine schlichtweg erotische Ausstrahlung. In erster Linie auf Hochschülerinnen. In erster Linie wegen Hartung. Intendant und Regisseur in einer allerdings überragenden Persönlichkeit vereinigend, hatte er mit seinen oft polemischen, dem Theaterstoff gegenüber respektlosen Inszenierungen das Haus in den letzten zwanzig Jahren zu dem gemacht, was es war: der letzte Ort künstlerischer Freiheit in der Stadt. In Deutschland. Wenn nicht in Europa. Das Zuhause für Schauspieler, deren Talent sich vor allem darin manifestierte, sich restlos zu verausgaben und doch dem gnadenlosen Darwinismus zwischen Probe, Vorstellung, Öffentlichkeit und – nicht zu vergessen – Kantine standzuhalten. Hartungs anstößige Interviews entzündeten Diskurse, denen sich zuweilen weder Politiker noch Akademiker entziehen konnten. Das Feuilleton stand in Erwartung eines neuen Skandals vor jeder seiner Premieren kopf. Da wollte man natürlich dabei sein. Vor allem, wenn man jung, hetero und weiblich war. Nichts war begehrter als ein Praktikum im Liebknecht-Regiebereich.

Nach etlichen Jahren Berufserfahrung als Leitender Dramaturg ordnete ich die Bewerberinnen (Männer waren aufgrund mangelnder Eignung selten) in eine von zwei möglichen Kategorien ein. Ich las es zwischen den Zeilen ihrer Motivationsschreiben, mühelos: Die einen wollten mit Hartung ins Bett und die anderen hatten bereits alle Hoffnung auf eine Zukunft als Kulturarbeiterinnen aufgegeben. Beide Kategorien vereinte indes die generell weit verbreitete Zuversicht, im Theater etwas über das Leben lernen zu können. Das war verständlich, wenn auch ein Irrtum.

Ich konnte diesen jungen Leuten natürlich nicht antworten, dass man im Theater nichts über das Leben, sondern nur über das Theater lernt. Also sandten wir für gewöhnlich Bewerbungen der zweiten Kategorie mit einem neutralen, niemanden verletzenden abschlägigen Bescheid zurück, während die der ersten an Hartung weitergeleitet wurden.

Candice, Journalistikstudentin im dritten Semester an der Freien Universität, war wie ungezählte andere junge Menschen auf der Suche nach einem Praktikum für die Herbstmonate. Nachdem ich den Eingangssatz ihrer Bewerbung gelesen und daraufhin unangemessen ausführlich das beiliegende Foto begutachtet hatte, sah ich mich veranlasst, eine Ausnahme zu machen und sie zu einem Gespräch einzuladen. Der Satz lautete: *Ich möchte an Eurer Rebellion teilnehmen.* Nach meinem allerdings unreflektierten Urteil sprengte er den Rahmen der beiden üblichen Kategorien.

Das wenige Tage darauf im Dramaturgiebüro geführte Interview bestätigte zwei Dinge: Das Foto hatte nicht über die Wirklichkeit getäuscht. Und die junge Frau mir gegenüber auf dem aus nostalgischen Gründen erhalten gebliebenen Stahlrohrsessel vom VEB Industriemöbelwerk Altmark

Stendal vermittelte eine geradezu Camus'sche Bereitschaft, sich als selbstlose Novizin unserer kulturevolutionären Mission zu opfern. Oder zumindest zu widmen.

„Hm. Wie kommst du eigentlich auf Rebellion?“, murmelte ich scheinheilig in ihre Richtung.

Sie legte den Kopf ungläubig schräg und sagte: „Ist das 'ne Fangfrage?“

„Nein, eine Definitionsfrage.“

„Verstehe.“

Ich nickte ihr mit gekünstelter Arglosigkeit zu.

„Mir geht es halt um Spaß. Und wenn ihr nichts dagegen habt, bleibe ich auf unbestimmte Zeit.“

Es entstand eine unfreiwillige Pause, während der mein Blick versonnen an ihrem Handelenk hängen blieb. Sie trug keine Uhr. Das schien mir bedeutsam. Wer konnte schon was gegen eine unbefristete Hospitantin haben?

„Bist du dafür nicht zu jung?“, fragte ich trotzdem.

Sie lachte kurz auf und nickte mir dann ungläubig zu. „Objektiv vielleicht. Aber an der Uni kommt man sich automatisch alt vor.“

Da konnte ich nicht mitreden.

„Ich jedenfalls. Die Leute sind alle noch ziemlich ernst.“

Man sah ihr sofort an, dass sie diese Entwicklungsphase übersprungen hatte.

„Und du weißt, dass der Spaß hier aus mindestens zehn Stunden abrackern besteht?“ Ich hielt es für angebracht, ein wenig zu untertreiben.

„Schon. Nur hat man nach zwei Jahren FU einfach mal das Bedürfnis, Zeit für was Interessantes zu verschwenden.“

Einfach mal. Soso. Keine fünf Meter vor dem Fenster erhob sich eine Brandmauer. Da ich elektrisches Licht außer

zum Lesen nicht so sehr mochte, wirkte das Büro auch bei wolkenlosem Himmel wie eine schummrige Landschaft aus unaufgeräumten Schatten. Daraus leuchtete nun ihr Gesicht wie eine Ikone hervor. Sie hatte sich eine Zigarette angezündet.

Ich sagte: „Naja, an sich spielen wir hier Theater.“

„Ist das nicht dasselbe wie Spaß?“

Diesmal entschlüpfte mir ein Lacher, den ich jedoch gleich bereute.

„Kommt drauf an. Manchmal besteht die Kunst gerade darin, mit seinen Kräften sparsam umzugehen.“

Unvermittelt, sie hatte gerade wieder an der Zigarette gezogen, überließ und durchzuckte sie ein Schauer. Sie riss den Handrücken vor den Mund und würgte in sich hinein, mit einem Ausdruck des Entsetzens in meine Richtung, den ich unwillkürlich und aus Mitleid nachahmte. Doch schon drückte sie die Zigarette aus, stand zwischen dem Stahlrohrsessel und dem Schreibtisch, mich immer noch anstarrend, unterdrückte den nächsten Anfall, machte mit der anderen Hand eine beschwichtigend-abwiegelnde Geste und lief nach draußen.

Ehe ich ihr folgen konnte, hatte sie das Vorzimmer bereits verlassen. Beiläufig auf dem Laptop klappernd, bedachte mich die Dramaturgieassistentin mit einem seltsam konspirativen Grinsen. Was war verdammt noch mal passiert?

„Die kommt gleich wieder. Is bloß ’n Schluckauf oder so“, sagte die Assistentin, ohne ihr Grinsen vom Gesicht zu nehmen.

Wie zur Bestätigung zwitscherte vom Gang ein schrilles Hicksen herein. Nachdenklich zog ich mich in meinen Bau

zurück. Zu einer unfreiwilligen Pause verurteilt, wanderte ich vor den Regalen auf und ab und ging noch einmal das bisherige Gespräch durch. Die Kunst bestehe darin, mit der eigenen Kraft sparsam umzugehen, hatte ich wie ein Landpfarrer gepredigt. Schluckauf ist zuweilen die Folge von zurückgehaltenen Lachkrämpfen. Die Angst davor, sich lächerlich zu machen, ist das erste Anzeichen von Lächerlichkeit. War ich ihr anheimgefallen? Der Angst oder gar der Bewerberin?

Es kam sonst nie vor, dass ich derart sophistische Argumente gebrauchte. Ich übte meinen Beruf nicht gerade nach dem Prinzip Sparsamkeit aus. Womöglich war ich bereits fremdsteuert. Redete Zeug, das sie zum Schlucken komisch fand.

Ich hielt den Schluckauf für ein Warnzeichen und beschloss, das Interview mit ihr rasch zu Ende zu bringen. Doch ihre Rückkehr bedrohte augenblicklich aufs Neue meine Souveränität, denn sie schien den Plan, den ich soeben gefasst hatte, zu ahnen und schloss beim Hereinkommen nicht mal die Tür, so, als sei nun ohnehin alles schiefgelaufen oder im Gegenteil bereits zu ihren Gunsten entschieden.

Ich sah durch den Türspalt das offenbar eingefrorene Grinsen der Dramaturgieassistentin im Vorzimmer und hörte aus unbestimmter Ferne, wie diese Bewerberin vor mir sagte: „Bitte nicht böse sein. Es passiert immer in den unmöglichsten Situationen. Der Zigarettenrauch schlägt mir manchmal aufs Zwerchfell.“

Automatisch verzog sich mein Gesicht zu dem denkbar verbindlichsten Lächeln und ich bemerkte verdattert: „Interessanter Reflex“, wofür ich mir sogleich die Zunge hätte abbeißen können.

Jetzt war es an ihr zu lächeln, weniger verbindlich als vielmehr unendlich gewinnend.

„Meine anderen Reflexe sind völlig in Ordnung.“

„Na, das ist keine Prüfung auf Fahrtauglichkeit.“

„Sondern?“

„Belastbarkeit. Die haben die wenigsten von euch.“

„Wie gesagt, die Uni ist nicht so mein Metier.“

„Gut, dann finden wir doch einfach zusammen heraus, ob das Liebknecht das richtige Metier für dich ist.“

Mit diesen Worten hatte ich sie offenbar engagiert. Und legte es von vornherein darauf an, *dass* das Liebknecht das richtige Metier für sie werden würde. Denn als sie im September zu Spielzeitbeginn tatsächlich wieder auftauchte, richtete ich es so ein, dass sie in Hartungs Inszenierung von *Volksfeind* einstieg, bei der ich die Dramaturgie hatte. Hartung war natürlich für sie die beste Wahl. Viel Spaß und Selbstverschwendung.

Das alles lag nicht einmal drei Jahre zurück und kam mir inzwischen vor wie aus einer anderen Epoche. Es war eine andere Epoche. Nicht nur in meinem Privatleben, sondern auch in der Liebknecht-Geschichte. Niemand hätte damals ahnen können, was nur wenige Monate darauf durch die Kulturverwaltung in Gang gesetzt worden war. Welche Zumutungen und Verleumdungen wir seitdem hatten über uns ergehen lassen müssen.

Ich saß in meinem Büro und sah kurz die Post durch. Sieben Briefe hatte ich heute bekommen. Immerhin noch sieben Briefe, die an einen Alltag erinnerten. Einen Alltag, der an sich bereits aus und vorbei war. Nun, es war Ende Juni. Um diese Zeit nahm in jedem Jahr der Postverkehr ab, weil die Leute wussten, dass die Spielzeitpause bevorstand.

Fünf Bewerbungen, die ich ungelesen der Dramaturgieassistentin auf den Tisch legte, das Angebot zum kostenlosen Eintrag meiner Person in ein deutschsprachiges Theaterlexikon und die Einladung zu einer Diskussion über die Zukunft der Europäischen Union, die an meinen Namensvetter Professor Doktor Matthias Pollack an der Humboldt-Universität gerichtet und wie so viele andere Briefe irrtümlich bei uns gelandet war.

Unstet wanderte der Blick durch den *Bau*, wie dieses Zimmer im Liebknecht-Jargon hieß. Interessanterweise stammte der Ausdruck aus der Zeit, als hier SED-Mitglied Lorenz residierte, und hatte wie sonst wenige Erinnerungen an die Wetzels-Intendanz der Siebziger überlebt.

Rings um den Schreibtisch türmten sich auf dem Parkett ungelesene Manuskripte und Theaterzeitschriften, Programmhefte und Postwurfsendungen aus rund zwanzig Jahren Dramaturgie. Ich hatte das Zeug bei Eingang jeweils in die Regale neben dem Fenster geworfen und letzte Woche von dort auf den Fußboden. Manches war zwei- oder dreimal angekommen, bevor der Absender aufgegeben hatte.

Das Papier insbesondere der Zeitschrift *Theater heute* war noch in erstaunlich gutem Zustand. Obenauf lag eine Ausgabe, in der wir zum „Theater des Jahres“ gewählt worden waren. Solche Sachen hatten mal kulturpolitische Bedeutung gehabt. Vor allem am Anfang, als Hartungs Position als *Enfant terrible*, wie man das in den Medien nannte, noch nicht gefestigt war und man gegenüber der Politik nachweisen musste, zu irgendwas nütze zu sein. Die Regierenden Bürgermeister jener Zeit, ganz gleich welcher Partei, hatten sich gerne mit unseren Auszeichnungen geschmückt, auch wenn sie nie freiwillig eine Aufführung gesehen hatten.

Lemke, Bibliothekar am Liebknecht, hatte kürzlich mit einer Leidenschaft, die man ihm nicht zugetraut hätte, der Kulturverwaltung vorgerechnet, dass wir die meisten Auszeichnungen und Nominierungen von allen Berliner Theatern bekommen hatten, selbst wenn man die Titel zum Kollektiv der sozialistischen Arbeit abzog. Der Mann konnte nicht wissen, dass solche Argumente inzwischen keine Bedeutung mehr hatten.

Es gab einfach nichts mehr zu tun in diesem Bau. Die Möbelpacker würden ihn im Nu leergeräumt haben. Oder die Müllabfuhr. Ich hatte auch keinen Anlass, darüber zu grübeln, wie ich der letzten *Kuckucksnest*-Vorstellung eine unerwartete Wendung geben könnte. Das hatte ich Peppi gegenüber nur so dahingesagt, um nicht auch noch hier und heute in eine Diskussion über das Sujet Zukunft verwickelt zu werden. An sich hatte ich bereits ein gründlich vorbereitetes Programm für diesen letzten Vorhang. Es war weder etwas zu bedenken noch war es nötig, sich mit jemandem auszutauschen.

Vorläufig war ich der Einzige auf der Leitungsetage. Lustlos schlenderte ich von Tür zu Tür. Vorbei an Agitprop-Plakaten in Gotik-Schrift, dem Design zum „Apokalypse“-Motto der Spielzeit. Eine unerklärliche Neugier veranlasste mich, an jeder Tür die Klinke herunterzudrücken. Alles war verschlossen. Als hätten sich die Kollegen bereits für immer verabschiedet.

Hartungs Büro war natürlich auch dunkel. Trotzdem konnte man durch die Milchglasscheibe die Umrisse des Mao-Plakats über seinem Schreibtisch erkennen. Für Hartung war die Sache hier längst gelaufen. Er war kein Mensch, der öffentlich Empfindungen zeigte. Ich hatte ihn schreien

und lachen sehen. Aber das war bei ihm etwas anderes. Gut möglich, dass er nicht mal in der Stadt war.

Also kehrte ich in mein Hauptquartier zurück, schaltete die Tischlampe und den Computer ab und ließ den Blick über die mich umgebenden Büroschatten schweifen. Und schon begann es im Kopf zu kreisen. Wahrscheinlich kreiste es immer, aber in einer Umgebung wie dieser, in der es keine Chance mehr auf Ablenkung gab, konzentrierte sich alles auf den Kopf und auf das Kreisen. Unkontrolliert lösten sich Gegenstände aus dem Bodensatz des Unterbewusstseins und gerieten auf die Umlaufbahn.

Im Augenblick war das *Kraftwerk der Gefühle* auf der Kopfumlaufbahn. Eine dieser zahlreichen Selbstverteidigungsvokabeln, die gern auf das Theater angewendet werden und die ich wahrscheinlich soeben auf einem der Papierstapel aufgeschnappt hatte. An sich fanden wir diese Art Metaphern albern, schon allein, weil sie nicht von Schiller oder wenigstens Adorno stammten, sondern nur von Politikern oder Kulturmarketingspezialisten, die in Theaterkreisen selbstverständlich als inkompetent galten.

Wir pflegten ein naturgemäßes Degout gegenüber der politischen Sphäre und unterschätzten daher die Kompetenz von Politikern in Sachen Theater und Gefühle. Als Personalratsprecher hatte ich jahrelang im Aufsichtsrat des Liebknecht gesessen und daher hin und wieder einen Blick werfen dürfen hinter das, was in der politischen Öffentlichkeit bezeichnenderweise die Kulissen genannt wird. Jener Intimbereich, in dem besonders Senatoren und Regierende Bürgermeister alle Vernunft abstreifen und ihren Gefühlen freien Lauf lassen, unterscheidet sich in Wahrheit nicht wesentlich von der Hinterbühne. Spricht ein Politiker über die Natur

des Theaters, dann haben wir in der Regel einen Experten vor uns.

Jenseits des Eisernen Vorhangs, wo Menschen aus jener Welt, die wir hier die *reale* nennen, normalerweise keinen Zugang haben, sind tatsächlich Turbinen am Werk, die einen geradezu explosiven Gefühlsüberschuss generieren, von dem sich die Außenwelt keine Vorstellung macht. Sie sind imstande, Stimmungen, Beziehungen, Gedanken, ja, den gesamten Menschen vollständig zu transformieren. Man muss sich in diesem minotaurischen Raumgewirr der Probebühnen, Garderoben und Kantinen sowie unter den Leuten, die dort ihre Kunst machen, nur einmal umschaun: der gegenseitige Körperkontakt bei jeder sich bietenden Gelegenheit, das exaltierte Reden, die Bereitschaft, sich auch ohne Aufforderung nackt auszuziehen, der Regelverstoß als einzige Regel, Gruppenverhalten und blinde Autoritätsgläubigkeit, das Sein als Spiel: Zweifellos benehmen sich so in der realen Welt – von Ausnahmepolitikern abgesehen – ausschließlich Kinder.

Kindern darf man wiederum nicht aufbürden, für ihre Handlungen allein und vollständig verantwortlich zu sein. „Verantwortung“ ist ja auch so ein Wort aus der Vernunftssphäre, der Theaterkreise an sich aus Gründen einer vermeintlich höheren Lebensweisheit nicht angehören wollen.

Kein Wunder also, dass diese Leute, sobald sie ein Ensemble bilden, in einen von Intendanten und Chefdramaturgen mühsam kontrollierten Wahnsinn ausarten, Gefühlsüberschüsse und seelische Entblößung zur Schau stellen, sich auf der Bühne austoben, sich suhlen in Obszönitäten, Auführungen in monströse Länge ziehen, den Zuschauer einschläfern, um ihn im nächsten Moment aufzuschrecken, den

guten Geschmack kränken, das Gewissen töten, und dies alles im Namen einer autonomen Theatermoral, die sich durch edlere Weihen geadelt sieht als menschliche Vernunft.

Was zählt, was allein in diesem Kindergartenkraftwerk zählt, ist Kaltblütigkeit beim Taxieren der eigenen Energie-reserven, um die Schlacht der nächsten Probe oder Vorstellung oder Premierensauferei zu überstehen.

Die aktuelle Frage lautete: Besaß ich heute genug von dieser Kaltblütigkeit? Skeptisch hievte ich mich hoch, um das Kraftwerk der Gefühle aus meiner Umlaufbahn zu werfen. Doch die Otokonien gaben heute auch im Osten keine Ruhe. Ich drückte den Kopf gegen die Fensterscheibe und zählte die Ziegelsteine gegenüber. Bei vierhundertzweiundsechzig war der Schwindel vorbei.

Es kreiste zu schnell. Es tat nicht gut, den Bewusstseins-schlamm aufzurühren. Theater war zum Machen da und zum Anschauen. Für die einen und für die anderen. Mehr nicht.

Man benötigte am Liebknecht einige Kaltblütigkeit und etliche Energiereserven, um an der anspruchsvollen Praxis nicht von Anbeginn zu scheitern. Ohne Fremd- und Selbstausbeutung wäre das Liebknecht nur ein effizient betriebenes Staatstheater gewesen. Ohne kulturevolutionäre Mission, versteht sich.

Daher hatte das Haus seit Jahren den Ruf, die Spreu unter den Neulingen – ganz gleich welcher Berufssparte – rasch vom Weizen zu trennen. Tatsächlich blieb in der Regel lange, wer die ersten sechs Monate überstand.

An sich war Candice Weizen. O ja, es versetzte mich vom ersten Tag an in einen leichten Rausch, sie in der Nähe zu wissen. Aus sträflicher Neugier stahl ich die Probenprotokolle aus dem Betriebsbüro, an deren Rand sie leicht hinge-

worfene und doch raffinierte Hartung-Karikaturen zeichnete, wie er etwa in der Steinigungs-Szene einen Tobsuchtsanfall bekam oder Autozeitschriften durchblätterte, wenn ihn die Schauspieler langweilten.

Sie ließ sich hart an die Kandare nehmen. Ich verhörte sie zur *Volksfeind*-Konzeption (obwohl Hartung sich nie in die Karten gucken ließ) und verbot Rudi den Ausschank von Alkohol an Regiehospitalanten, wenn am nächsten Morgen die erste Kostümprobe anstand. Es gab keinen Zugang zu den Proben anderer Produktionen. Gegen Mitternacht ließ ich sie Pressemitteilungen entwerfen.

„In einer Diktatur wollte ich immer schon mal leben.“ Mehr hatte sie dazu nicht zu sagen. Anscheinend leistete sie keinerlei Widerstand gegen die Ausbeutung. Das machte mir Sorgen. Und diese Sorgen verursachten mir noch mehr Sorgen. Ich befürchtete, sie könnte rasch in diesem Liebknecht-Mahlstrom zerrieben werden. Wer sich nicht wehrte, ging unter. Oder ging. Es gab eine ganze Menge solcher Untergeher bei uns. Sie waren unvermeidlicher Teil unserer kulturellen revolutionären Praxis.

An sich hatte ich sie doch engagiert, weil sie bei unserer Rebellion dabei sein wollte. Vielleicht hätte ich das im Einstellungsgespräch besser erklären sollen. Denn am Liebknecht richtete sich die Rebellion nur in zweiter Linie nach außen, gegen die Kälte, Ungerechtigkeit und Vernunft der realen Welt. In erster Linie richtete sie sich nach innen. Gegen den Theaterschweinehund. Gegen die Theaterschweinehunde. Jeder war ein Theaterschweinehund. Es gab keine verlässlichen Fronten oder Feindbilder, keine hierarchische Orientierungshilfe. Allerdings gab es Gewinner und Verlierer.

Die Vorstellung, dass sie bald zu den Untergeherinnen zählen könnte, ging mir nicht aus dem Kopf. Ich lud ihr Unmengen von Arbeit auf und hätte sie zugleich furchtbar gern und inständig vor mir und vor dem Liebknecht behütet. An sich war mir das Schicksal von Praktikantinnen, Hospitantinnen oder Assistentinnen bislang nicht sehr nahe gegangen. Diese meist blutjungen Leute kreisten um die Liebknecht-Flamme, bis sie darin verbrannten. Man konnte sie davon nicht abhalten.

Candice jedoch war ein Schmetterling. Meine schirmende Hand begann zu zucken. Nachdem sie das erste Mal gezuckt hatte, begann ich mir auch darüber Sorgen zu machen. Mir an sich unbekannte Sorgen. Plötzlich, womöglich zum ersten Mal in meiner Theaterlaufbahn, spürte ich die Nähe der Gefühlsturbinen. Dreißig Jahre lang hatte ich nicht nur mich selbst, sondern auch den allgemeinen Wahnsinn am Haus unter Kontrolle zu halten versucht. Soweit *Matze*, wie ich im Liebknecht mit Ausnahme von Peppi genannt wurde, das möglich war. Hatte sich Hartung an einen unbekanntes Ort abgesetzt, was hin und wieder vorkam, übernahm ich den Laden. Gab es eine Krise, auf der Probe, in der Kantine, in der Presse, der Kulturverwaltung, dem Zuschauerraum, sprang ich ein. Einmal warf ich eigenhändig drei Skinheads aus einer *Puntilla*-Vorstellung, nachdem sie vom Rang aus den Hauptdarsteller angemacht hatten. Privat hielt ich mich zurück wie ein Eremit. Ich machte mich weder nackt noch ließ ich mich unterkriegen noch legte ich mich aus purer Lust an der Auseinandersetzung mit jemandem an. Vor allem übertrieb ich es nicht mit dem Mitgefühl.

Doch jetzt gab es plötzlich diese FU-Studentin aus dem zweiten Studienjahr und meine zuckende Hand. Was würde als

Nächstes zucken? Notdürftig und vorläufig fügte ich mich in die Doppelrolle des Chefdramaturgen und offiziellen Verantwortlichen und in die des inoffiziellen Unverantwortlichen.

Die Bronchitis von Rico, dem Regieassistenten bei *Volksfeind*, kam mir daher sehr gelegen. Auch das wider Willen, versteht sich. Nach nur drei Wochen mörderischer Hospitantz mit sechzehn Arbeitsstunden pro Tag konnte ich Candice nun zur Assistentin von Hartung befördern. Er guckte bloß amüsiert, als ich ihm das vorschlug, und ich spielte noch eine Weile – auch vor mir selbst – den vollkommen unschuldigen, aber vernunftgeleiteten Chefdramaturgen.

Von nun an durfte Candice bis zu achtzehn Stunden täglich bei uns arbeiten. In einer besonderen Nähe zur Macht. Unter den unübersichtlichen Liebknecht-Verhältnissen kam ihr eine rasche Auffassungsgabe zugute. Ich entdeckte das mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Das Mädchen wusste sich – leider, zum Glück – selbst zu helfen. So schlug sie nun Technikern gegenüber einen forscheren Ton an und ließ sich von anderen Spielleitern nicht in den Probenplan reinreden. In der Kantine saß sie nicht mehr mit den anderen Hospitanten oder den Leuten vom Abenddienst zusammen, sondern mit den Schauspielern.

Damit kam sie aber auch dem Wahnsinn gefährlich nahe. Bis in blaue Morgenstunden setzte sie sich den Seelengeschichten von Bühnenlieblingen aus, in denen viel Druck und Schmerz und Verletzlichkeit vorkamen (und die aktuellen Vokabeln, die Hartung auf den Proben benutzte und die er bei der edition suhrkamp auslieh, wie zum Beispiel *Simulacrum* oder *Interpassivität*), besorgte unterm Ladentisch rezeptpflichtige Medikamente für die alte Schnapsdrossel Haberlandt und wusch für Schmitter, der zwar beim Fernseh-

hen Millionen verdiente, aber keine Wohnung hatte, die Hemden. Schütteten ihr Brünig oder Seippel das Herz aus, ging es in der Regel um ein Land, das sie nur vom Hörensagen kannte und vor ihrer Geburt untergegangen war. Kündigte Rudi den Zapfenstreich an, zog sie mit den Frischlingen der Busch-Schule, die gern im Dunst der großen weiten Theaterwelt bei uns abhingen, ins White Trash um.

Ich beobachtete das zwar nur aus dem Augenwinkel und bildete mir ansonsten ein, dass mich das alles gar nichts anging, aber meine schützende Hand zuckte hemmungslos weiter, obwohl Candice in der Umgebung all dieser gierigen Menschen augenscheinlich vor allem das genoss, worauf sie es beim ersten Gespräch zwischen uns abgesehen hatte: Spaß.

Rico hatte auch *Kuckucksnest* betreut. Ich gestehe, an dieser Umbesetzung großen Anteil gehabt zu haben. Ein Zufall, falls es Zufälle gibt, sorgte dafür, dass das Betriebsbüro nach einer klandestinen Intervention meinerseits ausgerechnet sie einplante und Candice und ich uns nun auch zu diesen Vorstellungen sahen.

„Wie viel ist eigentlich noch von der Originalaufführung übrig?“, fragte sie, als ich sie in die Produktion einführte.

„Seippel, Schmitter und ich.“

Sie sah mich durch ihre lindgrünen Regenbogenhäute an. Ich bildete mir ein, in diesem Blick Provokation zu lesen. Wenn es am Haus jemandem gab, dem sie Paroli bot, schien mir, dann war ich das.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Neuen wissen, wie ihr das damals gespielt habt“, sagte sie, immer noch Auge in Auge mit mir.

Ich nickte unversehens und sagte: „Das Gedächtnis des Regisseurs sind die Assistenten. Leute wie du. Und wenn

deine Vorgänger was vergessen haben, musst du es eben neu erfinden.“

„Dann ist es nicht mehr dieselbe Inszenierung.“

„Es ist nie dieselbe Inszenierung. Es kommt nicht darauf an, wie einer was auf der Bühne macht, sondern warum. Das Motiv ist wichtig. Die Intention des Regisseurs.“

„Oder die der Assistentin?“

„Klar. Im Ernstfall ist die Assistentin der Regisseur.“

Candice grinste in sich hinein.

Sie hat nicht oft so gegrinst. Erst zuletzt sollte ich dieses Grinsen besser verstehen. Sollte begreifen, dass das ein Anzeichen von Zweifel war. An dem, was ich sagte. An mir. Zuletzt.

Jeder der *Kuckucksnest*-Leute, auch die oft etliche Jahre nach der Premiere nachbesetzten Darsteller, deren Vorgänger verstorben, pensioniert oder einfach vom Liebknecht weggegangen waren, spürte, dass es in dieser Produktion keine verlässliche Routine gab. Mit *Kuckucksnest* war es 1989 um eine Sache gegangen, die über das Liebknecht hinausreichte. Auch wenn die Sache mittlerweile erledigt war, spielten wir doch so, als sei sie noch offen. Insofern jagte die *Kuckucksnest*-Inszenierung ein Phantom. Sie insistierte weiter auf der Möglichkeit einer besseren Welt außerhalb der Irrenanstalt, obwohl wir es längst besser wussten.

Nicht während, sondern nach den Vorstellungen etablierte sich mit der Zeit eine verlässliche Routine. Man versammelte sich in der Kantine zum sogenannten Kuckucksfest. Auf geheimnisvolle Weise war es auch nach achtundzwanzig Jahren jedes Mal ein bisschen wie November 89. Ab Mitternacht lagen sich Leute in den Armen, heulten laut oder leise,

schwangen sentimentale oder patriotische Reden oder stürmten krakeelend hinaus auf die Friedrichstraße unter die verdutzten Touristen.

Hartung ließ sich an diesen Abenden nie blicken. *Kuckucksnest* hatte jemand anderes inszeniert, Lohmann, und es handelte sich nun mal um die erfolgreichste Produktion des Hauses. Da hielt Hartung Abstand. Das war sich der Künstler in ihm schuldig.

Seine Haltung war ein unverzichtbares Element unserer kulturrevolutionären Mission. Hartung machte nämlich gar nicht erst die Mätzchen seiner inszenierenden Kollegen mit, die so taten, als ließen sich im eigenen Theater der Intendant und der Regisseur voneinander trennen. Bei ihm bildeten Intendant und Regisseur eine dialektische Einheit. Egal, ob er mit Schauspielern oder Zuschauern sprach, Verträge unterschrieb oder im Senat den Theaterhaushalt verteidigte, er war in erster Linie Hartung.

Ihn umgab ohnehin die Aura des Ausnahmemenschen. Mit der riesigen breiten Stirn, den wild vom Schädel abstehenden Haarbüscheln und den tiefliegenden toten Augen hatte er was von Boris Karloff. Hartung war das selbstgezümmte Monster. Die olivgrüne Uniformjacke war bis unters Kinn zugeknöpft. Meist wirkte er vollkommen ruhig. Wie unser aller Vorsitzender. Dann redete er in seinem feinen, raffiniert französierten Berlinerisch („Besetzungsschäselong“) auch sehr vernünftig. Zwischendurch kam es dann aber über ihn. Auf der Probe, im Büro, auf einer Pressekonferenz. Ich musste immer an Nietzsches *Ecce Homo* denken: *Mundstück übermächtiger Gewalten*. Er schwadronierte bis zu einer Dreiviertelstunde ungehalten drauflos, erstaunlich konsistent und scharfsinnig, ohne sich von irgendjemandem unter-

brechen zu lassen. Sowohl Darsteller als auch Journalisten behaupteten, sich nach einer solchen Tirade wie ausgewechselt gefühlt zu haben. Alle Probleme schienen ihnen gelöst, alle Fragen beantwortet, Aggressionen abgebaut, denn der Vorsitzende, das Monster, hatte gesprochen.

Andere Häuser hatten in der Vergangenheit immer mal wieder das Gerücht gestreut, bei uns herrsche Diktatur und Hartung habe einen Hofstaat um sich geschart. Diese Gerüchte waren vom Neid geschürte Verleumdungen. In Wahrheit hatten wir stets eine Art Selbstverwaltung angestrebt. Schauspieler und Techniker verfügten über ein informelles Mitspracherecht bei Spielplan und Gagenverhandlungen. Wir lehnten das feudalistische Prinzip ab, nach welchem die Theater auch im neuen Deutschland geführt wurden, und ermöglichten durch gezieltes Machtvakuum eine kulturrevolutionäre Situation, in der es keine hierarchischen Gewissheiten mehr gab.

„Ich mache hier nicht auf falschen Optimismus“, hatte uns Hartung zu seiner ersten Vollversammlung im Herbst 91 angekündigt.

„Wer bleiben will, bleibt, weil er unser Prinzip anerkennt. Jeder stellt sich selbst infrage, stellt das Theater infrage, stellt vor allem mich infrage.“

Daran hielten wir uns im Liebknecht durch alle vorhersehbaren Krisen hindurch. Mehrere Jahre lang weigerten wir uns, einen Personalrat zu gründen, und als das politisch nicht länger opportun war, weil unsere Interessen gegenüber der Verwaltung auf dem Spiel standen, machten wir daraus ein Instrument der direkten Demokratie und bestimmten die Leitung nach einem Rotationsprinzip.

Wäre der Kulturbetrieb nicht eine so engstirnige und rückwärtsgewandte Sphäre, hätte er erkannt, dass unsere

Bühne sogar ein Labor für zeitgenössisches Kulturmanagement war, obwohl wir ausdrücklich ablehnten, mit diesem Begriff und seiner Praxis in Verbindung gebracht zu werden.

Doch aller Sorge um die Fortsetzung der Rebellion gegen den Theaterschweinehund zum Trotz begann ich vor knapp drei Jahren, privaten Interessen bedenklich viel Spielraum zu geben. Hartungs verlässliche Abwesenheit bei *Kuckucksnest* war mir neuerdings nur recht. Ich musste nicht fürchten, von ihm in Beschlag genommen zu werden. Das kam nämlich in letzter Zeit öfters vor. Saß er auf seine dunkle Art in der Ecke neben dem Tresen und brabbelte über die Intriganten der Kulturverwaltung auf mich ein, hielt ich das für reinen Verfolgungswahn. Ich hätte seinen Instinkt für den politischen Verrat nicht so unterschätzen dürfen. Obwohl uns das wahrscheinlich auch nicht geholfen hätte.

Außerdem hatte ich andere Sachen im Kopf, bei denen Hartung und die Kulturverwaltung nur hinderlich waren. Wie so viele junge Frauen, die bei uns anfangen, war Candice auf ihren Regisseur fixiert. Dafür gab es Belege. Hätte sie ihn sonst immer wieder auf der Probe gezeichnet? Wäre sie ihm bei kleinsten Gelegenheiten zur Hand gegangen? Wenn er seine Brille im Büro oder die Schuhe auf der Probe vergessen hatte? War Hartung nicht im Haus, gab es einen Konkurrenten weniger. Nicht, dass ich mir diesen Gedanken eingestand, aber er bestimmte heimlich meine Stimmungen in jenen Wochen. Es sollte lange dauern, bis ich begriff, wie berechtigt diese Gedanken gewesen waren. Und dass sie mir unter keinen noch so günstigen Umständen geholfen hätten.

Dass ich mich im Stillen über die Kuckucksfeste ohne Hausherrn uneingeschränkt freute, begriff ich selbst erst, als

ich sie mit stummem Entsetzen dabei beobachtete, wie sie mit Stölzli anbandelte. Oder der mit ihr.

Inzwischen waren vier Monate seit dem Bewerbungsgespräch vergangen. Ich hatte mich an jenem Abend umgezogen, im Büro ein paar E-Mails beantwortet und betrat nun die Kantine mit einer gewissen Aufregung, da sah ich sie übers Eck zusammensitzen: sie leicht nach vorn gebeugt und mit einem koketten Kopfschütteln in Stölzlis Richtung, der Schweizer in einer Gotthelf-Pose, die Hände auf dem Tisch verschränkt.

Tatsächlich hatte ich sie in letzter Zeit öfters dabei beobachtet, wie sie nach den Vorstellungen oder in den Probenpausen miteinander geturtelt hatten. Aber etwas war heute anders. Schmitter stieg unter allgemeinem Gelächter aus irgendeinem Grund auf seinen Stuhl, im Hintergrund dröhnte eine Rammstein-Nummer. Zerstreut hockte ich mich auf einen der klobigen Holzhocker neben dem Tresen, ließ mir von Rudi einen Sauvignon Blanc geben und schielte zu den beiden hinüber. Ich hätte mir gewünscht, Candice warnen zu können. So muss es dem Fotografen gehen, der die Pirsch eines Leoparden beobachtet, kurz bevor der über die Antilope herfällt.

Schmitter krachte mit dem Stuhl zusammen und blutete über der Braue. Als ich wieder zu ihr hinübersah, waren die beiden verschwunden.

Das musste ich erstmal verdauen. Nicht, dass sie mit Stölzli davongezogen war. Es war mein eigener Zustand, der mich alarmierte. Die Turbinen summten bedrohlich. An sich konnte ich mich nur dunkel an sowas erinnern. Das Verlangen nach einer Frau hatte sich in den zurückliegenden acht Jahren auf eine Nacht oder ein paar Wochen bezogen. Mehr

als ein Verlangen nach einer Schlafgelegenheit war es sowieso nie gewesen.

Jetzt jedoch zitterten die Hände, als ich den Rest Sauvignon runterkippen wollte, und das Gesicht brannte. So war es mir zuletzt ergangen, als ich Sabine, meine spätere Frau, überredet hatte, mit mir nach Polen abzuhausen. Es ging nicht um Nächte oder Monate, es ging nicht einmal um Zeit oder Verlangen.

Während ich wie angewurzelt und mit knallroten Flecken unter den Augen, die meine maßlose Erregung verrieten, auf dem Barhocker saß, das an sich gewöhnliche Palaver des Kuckucksfest-Clans um mich herum, kam ich mir zum ersten Mal im Liebknecht nackt vor. Als hätte mir jemand das Hemd ausgezogen. So wie kürzlich dem Schmitter, als der zu viel Koks genommen hatte.

Ich musste dort raus.